

Allergnädigst privilegirtes

Leipziger Tageblatt.

N^{ro} 12. Dienstag, den 12. Juli 1825.

An den Herrn Einsender der Anfrage in Nr. 7. des Leipziger Tagebl. vom 7. Juli d. J. wegen guter, schwarzer Dinte.

Sie fragen, werther Herr, „wo hier in Leipzig eine flüssige, recht schwarze, die Farbe nicht ändernde und lange aufbewahrbare Dinte zu haben sey?“ Darüber wird sich Mancher wundern, der einen bedeutenden Handel mit Dinte treibt und an seinem Kochwerk der schreibenden Welt das non plus ultra zu liefern glaubt, oder vorgiebt; ich aber wundre mich nicht darüber, denn ich habe ehemals, wie Sie und viele tausend Andere, über das Dinteneiend dieser Welt geklagt, und nicht begreifen können, wo unsere lieben Vorfahren, die wir so gern in den Künsten des Laboratoriums Stümper zu nennen pflegen, die herrliche Dinte hergenommen haben, von der wir in größern und kleinern Archiven, auf Papier und Pergament, oft noch so gar schöne Proben finden. Ich habe vor längern Jahren überall gekauft: bei Dintenhändlern die damit hausiren gingen, solche auf den Gassen ausschreien, und sich, statt aller Anpreisung derselben, Gesicht und Kittel so schwarz damit gemacht hatten, daß sie aussahen, wie die Raben; bei Tausendkünstlern, die diese wandelnden Verkäufer gemeine Schwärzlinge nannten,

von denen man nichts, als elende Schmiere erwarten dürfe, und die nicht werth seyen, ihnen den Tausendkünstlern, zu ihrer Wunderdinte, die sie ebenfalls feil boten, das Wasser zuzutragen; bei den Herren Apothekern, für die ich übrigens alle Achtung habe; bei Commissionairs, die, so zu sagen, englische Dinte, direkt aus London bezogen haben wollten; ja bei Schreibern, die mit guter Dinte schrieben, selbst; aber alles vergebens: ich erlebte an meinem Einkauf niemals Freude, und an meiner Handschrift noch weniger: klecksendes Wasser, Schmiere, Fasern, ein hartnäckiges Wesen, das nicht aus der Feder wollte, hatte ich fast immer, aber ein erfreuliches Schwarz auf Weiß, das ohne Tadel gewesen wäre, und das Jedermann gern gesehen hätte, nicht. Ich glaubte endlich, die Schuld läge an mir, und ich hätte wohl am Ende gar keinen eigentlichen Beruf zum Schreiben. Das war ein jammervoller Zustand! Nach langer vergeblicher Sorge und Bekümmerniß führte mir der Himmel eines Tages einen alten, fleißigen und erfahrenen Chemiker zu, der zugleich ein ehrlicher und braver Mann war, dem klagt ich mein Elend. Der alte Mann nahm, freundlich schmunzelnd, eine Feder, setzte sich, und schrieb ein Recept auf, das er mir mit den Worten in die Hand schob: so du diese Anweisung zur Bereitung und Aufbe-